

ASLI
ERDOĞAN

Das
Haus
aus

ROMAN

Stein



den anderen zu teilen. Die gingen darauf ein, und wo einer aufhörte, stimmte sogleich ein anderer ein, und so schwoll der einfache, monotone, unentwegte Gesang mehr und mehr an. Sie sangen, um zu leben, voller Leidenschaft, und holten aus sich heraus, was nur in ihnen steckte. In ihren Augen blitzte ein Glänzen auf, das immer noch und trotz allem starke, reine Glänzen der Kindheit. Mit jener im Dunklen auflodernden schlichten Melodie hatten sie die letzte Kerze ihrer Widerstandskraft entflammt. Anhaltend, unergründlich, unaufhaltsam, wie verzaubert. Von den entlegensten Orten der Erde, von der sie noch so wenig gesehen hatten, stammte jene Melodie, von einem in Eis eingezwängten Herzen, und sie schwoll an, erstand wieder und wieder und erschuf selbst zwischen den Steinen einen neuen Himmel. In jedem Herzen, das sich auf den Weg machte, schwoll sie still und leise an, füllte es mit abendlicher Melancholie und führte es in unendliche Weiten. Mit einer Lebensfreude, die nichts mit Glück oder mit Hoffnung zu tun hat, mit einer Liebeskraft, die auf kein bestimmtes Objekt zielte. Unaufhörlich stieg die Melodie weiter und weiter empor, trug jeden Menschen mit sich fort, der sie hörte, bis über den Sonnenuntergang hinaus, der am Horizont in einer gelben Linie endete. Sie flog auf jenen Ort zu, den sie anrief, auf ein herrenloses Herz, auf das Herz von Niemand, in die Tiefen des Himmels. Auf einem Weg, in dem alles und jeder verschwand. Wie ein Stern, der durch seine eigene Nacht gleitet.

Der Chor, den ich so undeutlich wahrnahm, war ganz in meiner Nähe, vor meiner Tür, in Reichweite meiner Blicke. Kam immer näher, wurde immer echter, immer tiefer, immer mehr Ich. In jenem Augenblick, in dem ich die Melodie des Menschen in all ihrer Verzweiflung und Erhabenheit hörte und erkannte – wir alle kennen sie und erkennen nur unsere Stimme nicht – , glitt ich zwischen den Fingern des Lebens hindurch. Wie ein »L«, das für sich allein ganz sinnlos ist, fiel ich zwischen die »E«, das »B« und das »N« hindurch. Zerfiel in lauter Einzelteile, die nicht mehr zusammenfinden und einander nicht mehr hören würden. In lauter ferne, verlorene, taube Ichs. Ich würde das Haus aus Stein niemals mehr verlassen.

Die minderjährigen Langfinger, Taschendiebe, Autoknacker, Straßenräuber und sonstigen Kleinganoven, die man allesamt auf die Fußsohlen geschlagen hatte, wurden von einem Wächter zur Toilette geführt. Auf einmal hatte einer in einer Sprache, die ich nicht verstand, zu singen angefangen, und die anderen hatten eingestimmt. Der Gesang war immer lauter geworden und dann jäh abgebrochen. So wie sie aufgetaucht waren, verschwanden sie wieder, in der Tiefe dunkler Gänge, zwischen nackten Wänden, Steinen, übermannshohem Stacheldraht, verschluckt von einer Ewigkeit. Noch heute höre, noch heute suche ich den jugendlichen, stillen Chor der dunklen Schatten, der jene so ganz besondere, verzauberte Melodie sang.

Auf dem Bauch kriechst du über herzgraue Steine, durch die leeren, kalten Korridore des Gedächtnisses, von einer Wand zur anderen und wieder zurück. Vom endlosen Abend bis zum Morgen des Fegefeuers kriechst du hin und her zwischen Himmel und Erde, zwischen Flammen und Eis. Zwischen den Engpässen des getrockneten und doch immer noch fließenden, des schweigenden und doch niemals schweigenden Blutes. Von Horizont zu Horizont reicht nur eine Wand. Wie ein Phantom mit Staub in den Augenhöhlen tastest du dich über Trümmer hinweg, an deinen Knochen hängt in Fetzen die Zeit, klettert als Nichts gewandt deine Wirbelsäule empor, und deine Kinnladen schlagen aneinander. Du beißt dir auf die Zunge, bis dir das letzte Wort entrissen wird. Auf Knien und Ellbogen kriechst du dahin in Richtung des unsichtbaren Flusses hinter den Felsen, deine Lippen aufgeplatzt vor Durst. Stellst dir vor, du wachst in dunklen Wassern auf, bist längst tot. Und hast begriffen, was die Melodie bedeutet, die aus den Wänden dringt, aus der Tiefe, aus tiefster Tiefe. »Lasst mich frei«, singt der Chor der jugendlichen Toten, immer und immer wieder, und nie singt er etwas anderes. Du erträgst es nicht mehr, schlägst mit dem Kopf an die harten Steine, als würde die Erde an die Tür deines Herzens klopfen. Dabei sind die Steine barmherzig, denn sie ersparen dir den Anblick deines Gesichtes. Deinen halb nackten Körper, der dir angeblich einmal gehörte, hast du hinter dir gelassen wie eine aufgebrochene Schale. Wort um Wort bist du deiner eigenen Geschichte entflohen, bist nachts Gerinnsel um Gerinnsel dem Stein entwichen, der sich wie eine aschgraue Gebärmutter erstreckt. Weiter wirst du nicht kommen. Diese Steine, dieser in Höhlungen wehende Wind, der Schreie, Gewimmer und Flehen heranträgt, das Rauschen der stürmischen Dunkelheit, die angstvoll aneinandergedrängten Schatten, und jene fortdauernde, monotone Melodie, die sich nicht wieder beruhigen will. In der selbst für Wörter undurchlässigen Nacht ist das Morgengrauen, das du anrufst, ein Morgengrauen, wie es die Welt noch nicht gesehen hat.

★ ★ ★

Was hatte ich dort verloren? Etwas wie ein Ich besaß ich ohnehin nicht mehr. Kein Ich in mir wollte noch zu diesem Wort stehen, wollte einem anderen begegnen und sich mit ihm vereinigen oder wäre fähig gewesen, einem Schicksal Dauer zu verleihen, eine Geschichte bis zum Ende zu ertragen. Ich öffnete die Augen und war auf einmal in einer Welt aus Stein. Aschfarben, rauchfarben, herzfarnen. Ich schloss die Augen, schlug sie wieder auf und war noch immer am gleichen Ort, in der gleichen Wirklichkeit, außerhalb der Welt. Ich stürzte in die Tiefe eines Albtraums, versuchte, mich festzuhalten, bekam manchmal blutüberströmt etwas zu fassen und fiel doch weiter und weiter. Was immer mich bis dahin aufrechterhalten, mich auf dieser Welt und in diesem Körper gehalten hatte, ließ mich auf einmal los. In diesem gähnenden, völlig fremden Abgrund fand ich kein einziges Wort, an dem ich mich hätte festkrallen können, und sei es mit den Fingernägeln, mit den Zähnen. Und hätte ich eines gefunden, hätte ich mich mit diesen nackten, gipsgrauen Händen, mit diesen abgebrochenen Zähnen dann irgendwie halten können? Das unaufhörlich aus meinen

Vorderzähnen quellende Blut umspülte, tückisch und zärtlich zugleich, meine Zunge und meinen Gaumen, füllte meine Kehle, troff mir aus den Mundwinkeln. Als könnte es in einem zitternden, verlorenen Körper nicht länger bleiben, schoss es mir aus den Adern, brachte es aber nicht fertig, mich ganz und gar zu verlassen. Wie lange es doch dauerte, bis das Blut gerann ... Es tat mir nichts weh, und mein Blut schmeckte auch nicht salzig, wie es immer heißt, doch konnte ich ein Zähneklappern nicht verhindern. Nichts kommt so schlimm wie befürchtet, sagen manche, aber das sind Leute, die das Menschengeschlecht nicht richtig kennen und meinen, der Schmerz habe einen Anfang und ein Ende. Sie kennen nur vertraute Abgründe, von oben, sind noch nie in den endlosen Strudel des Fürchterlichen geraten. »Irgendwann bricht immer ein neuer Tag an«, sagen sie. Und wann sollten wir diesen Tag schon erwarten als in der Nacht? *Noch ehe der Hahn kräht, wirst du mich drei Mal verleugnen.*

Deine letzte Heimat

Auf dem Bauch wirst du über menschenfarbene Steine kriechen und dabei nach einer helfenden Hand suchen, nach einem Wort, an dem du dich aufrichten kannst, einem Fluss, der dich davontrüge. Einem Fluss, der deinen entsetzlichen Durst stillte, einem Wort, einer Hand ... Winselnd, zitternd und zähneklappernd. An der ganzen Wand wirst du Spuren hinterlassen, Rosen nämlich, die mitsamt ihren Farben, ihren Formen, ihrem Duft, schon verwelken, sobald sie erblüht sind. Du wünschst dir, du könntest sterben, könntest zum geflügelten Wesen werden oder wärest nie geboren. Hättest du doch einen Gott, um ihn flehend zu fragen, warum er dich verlassen hat! Auf den Knien, den Ellbogen kriechst du dahin, verlässt deinen Körper, als wäre er ein ausgetrocknetes Flussbett. Du schließt die Augen, um sie in einer anderen Welt wieder zu öffnen. Einer noch erloschenen, noch nicht erschaffenen Welt. Schwerfällig, gepeinigt wandelst du durch die Nacht, jene immer gleiche Nacht, auf das Fenster an der Wand zu, auf das ferne, seltsame Menschengesicht, das sich in der trüben Scheibe spiegelt. Es ist voller Flecken, ist aufgelöst, fällt aus der Zeit. Hinter deinem eigenen Bild liegt verschwommen eine Außenwelt, auf die du dich nun zubewegst. Auf den eisblauen Ruf des Leitsterns zu, der am Horizont auf dich wartet, denn er ist nun dein Stern. Du hältst dich am Fensterbrett fest, ziehst dich mühsam hoch, wie der Neumond, der über Trümmern aufgeht. Du möchtest die Stufen des Himmels erklimmen, zu einem blassgoldenen Licht werden und auf die Nacht herabregnen, auf die dunklen Wasser, den langen, unruhigen Schlaf der Menschen, die verbrannten Wälder. Du kannst die Dunkelheit des Steines nicht mehr von der Dunkelheit der Nacht unterscheiden, und die Nacht des Steines nicht mehr von der Nacht der Menschen. (Der aus dem abgeschlagenen Haupt der Medusa erschaffene Pegasus war aus dem ältesten Blut und den Adern des Steines geboren und zu einem Stern geworden. Darum gehören die Sterne nur den Toten, und was die Milchstraße zeichnet, ist ihr Gesicht.) Stumm blickst du nach unten, auf die nassglänzenden Dächer, auf die Straßen, die weder von dir noch von deiner

Abwesenheit etwas verraten, auf die Plätze, die Brücken, die verwirrenden, sorglosen, unentschlossenen Lichter der Stadt. Auf einen Horizont, der nichts weiter verspricht als ein neues Verschwinden. Mutterseelenallein, schmerzerfüllt richtest du dich auf, kennst weder Hoffnung mehr noch Verzweiflung, weder Gut noch Böse, und deine entkräfteten Arme hängen herab wie gebrochene Flügel. Deine letzte Heimat schlägt dir ins Gesicht wie ein kalter Luftstrom, ein von Unendlichkeit erfüllter Wind zerzaust dir die Haare, doch setzt er dich gleichsam wieder zusammen, klaubt deine Einzelteile auf, gibt dir dein Gesicht zurück. Über deine nach Schlaf dürstenden Augen streichen sanft die Finger des Mondscheins, stellen dir das Leben als ein Wunder dar und bedecken, ohne dir wehzutun, deine Lider. Dein Körper kann nicht mehr verletzt werden, er zittert wie ein gespannter Bogen, wartet an den Toren der Welt auf das letzte Exil. Nur zwei Herzschräge sind es auf deiner Reise von einem Horizont zum anderen, der Morgenstern, dein Stern, hält dir einen Strick hin, damit du zu ihm emporklettern kannst, und zum ersten Mal wirst du dir deutlich deiner Unschuld bewusst sein und dein Haupt auf die dornige Nacht betten. Mutterseelenallein, besiegt, aber stolz, machst du dir alle Schicksale zu eigen, die sich hier kreuzen, schaukelst sanft im Wind, hältst dich aufrecht in deinem Verschwinden, nimmst alle Lügen des Lebens und des Todes auf dich. Noch einmal, zum letzten Mal, ertönt die erhabene Melodie des Chores, leise hebt sie an, steigert sich, schwillt in Wellen an, bis sie jeglichen Laut und jegliche Stille übertönt, bis zu den Himmeln und den Nächten hinauf. »Bleib da nicht stehen! Spring! Spring runter!« Dich und deine Einsamkeit ruft, mit deiner wahrsten Stimme, jener ferne, unglaubliche, herrliche Chor, die Trommeln von Sieg oder Niederlage, jener Wind ... Der Wind.

★ ★ ★

Als du, den Sternen dankend, an einem sternenlosen Morgen erbärmlich einsam gestorben bist, hast du mit deinem nach vorn sackenden Kopf die Nacht zum Stillstand gebracht. Für uns alle. Gleich an der ersten Stufe der zum Himmel emporragenden Steintreppe hast du ganz rasch deine Flügel entfaltet, den einen zum Licht hin, den anderen zur Dunkelheit. Hast, vielleicht mit einem Lächeln, die letzte Kerze deiner Widerstandskraft entflammt und sie dem Morgen entgegengestreckt. Da war auf einmal ein neuer Stern geboren. Deine Augen hast du mir dagelassen, damit ich das Leben als ein Wunder sehe.

TRÄUME

Der Engel

Wir alle haben den Engel gesehen. Zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, auf zugigen Dächern, in kalten, leeren Zimmern, in Gängen, die keiner betritt. Haben gesehen, wie er aus einer Dachluke die vorbeiziehenden Sterne anrief. Wie er zwischen Steinen seinen Namen verleugnete, sein Schicksal, die Wege des Himmels gar, und nackt und verzweifelt dasaß. Wie er an Abgründen mit schiefem Lächeln die Schwelle zum Unendlichen überschritt. Zu morgenroten, blutroten, flammenroten Stunden haben wir ihn gesehen, in goldenem Licht, im grellen Schein nackter Glühbirnen, in dunklen Momenten, die sich nicht unterscheiden ließen. An den Grenzen zwischen dem Sein und dem Nichts, zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren flog er hin und her, verschwand und tauchte wieder auf. Dem einen fielen nur seine ungekämmten Haare auf, seine Löwenmähne, dem anderen die wie feuchte, einsame Sterne glänzenden Augen im eingefallenen Gesicht. Allzu lange betrachten konnte ihn keiner von uns. Vielleicht sahen wir einen tanzenden Lichtpfeil oder spürten nur dessen lebendigen Hauch, erfüllt von Frühling und Judasbaumduft. Schon das genügte uns. Ein Flügelschlag, ein kurzes Lied, ein aufblühender Augenblick, ein paar Tropfen Regen. Er hatte uns gehört, war im Nu vom Himmel heruntergerauscht, die Hände, die Arme, die Taschen voll mit Mondlicht und vom Sternenstaub besprenkelten Briefen, Botschaften, Versprechen, Melodien. Er hatte Regentropfen mitgebracht, tosende Flüsse, Wellenberge, weite Ferne. So manchem gab er seine Kindheit zurück, manch anderem schenkte er einen Ruf in die Unendlichkeit. Der eine bekam den Duft von Kiefern, der andere ihr Rauschen. Es hieß, er rieche nach einem wilden Tier, nach wilden Rosen, nach Urwald, nach dem Meer, sobald sich der Sturm gelegt hat, aber zugleich duftete er auch nach Menschen. Er umarmte uns alle, beruhigte uns durch eine leise Berührung mit seinen geschwungenen Flügeln, durch ein paar vergossene Tränen. Dies zu träumen, wäre uns nicht gelungen, denn unsere Träume hatten wir längst verbraucht. Hätten wir uns treffen können – was aber nie passierte – , so hätten wir die disparaten Bilder von ihm zusammensetzen können, ein Stück von hier, ein Stück von da, und ihn so zu einem Wesen aus Fleisch und Blut werden lassen. Hätten seine unvollständige Geschichte um unsere Sätze ergänzen und ihn dadurch retten können. Oder vielleicht doch nicht. Er war das, was wir verloren hatten, auf immer und ewig, was wir längst verloren hatten und noch verlieren würden. Er war müde, sehr müde, war erschöpft